

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter

Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau

Band: 31 (1957)

Artikel: Mein Tusculum

Autor: Krättli, Anton

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-558944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

M E I N T U S C U L U M

Aus dem Notizbuch des Laurentius

Der Mensch, der nur eine Wohnung hat, kann meiner Freude nicht nachfühlen. Der Hausbesitzer kann es auch nicht; denn das Geflecht aus Berufssorgen und Vereinspflichten überwuchert längst seine Gartentür. Er ist bei sich zuhause nicht zu Hause. Ich aber bin es: ich habe mein Tusculum. Ich habe ein Haus, in dem ich weder wohne noch arbeite, ein Haus lediglich für Mußestunden. Übrigens gehört es nicht etwa mir, ich habe es bloß gemietet. Du erreichst es, indem du hinter der äußersten Häuserreihe der Vorstadt durch Gemüsegärten gegen die Aare hinuntersteigst. Ein paar alte, steinerne Treppenstufen helfen dir beim Abstieg über ein Wiesenbord, und dann stehst du davor. Es ist ja nur ein Gartenhaus, wirst du sagen, und ich leugne es nicht. Aber ein ehrwürdiges Gartenhaus, beim Jupiter, so eines, das Mörike gut und gern ein Lustgemach genannt hätte, mit Mauern auf allen vier Seiten, von einem Walmdach mit kleinen Ziegeln gegen jeden Wolkenbruch geschützt, mit Fenstern und Vorfenstern sogar, ja ausgestattet mit einem Kamin, so daß ich einen Ofen setzen kann und den Winter nicht zu fürchten habe.

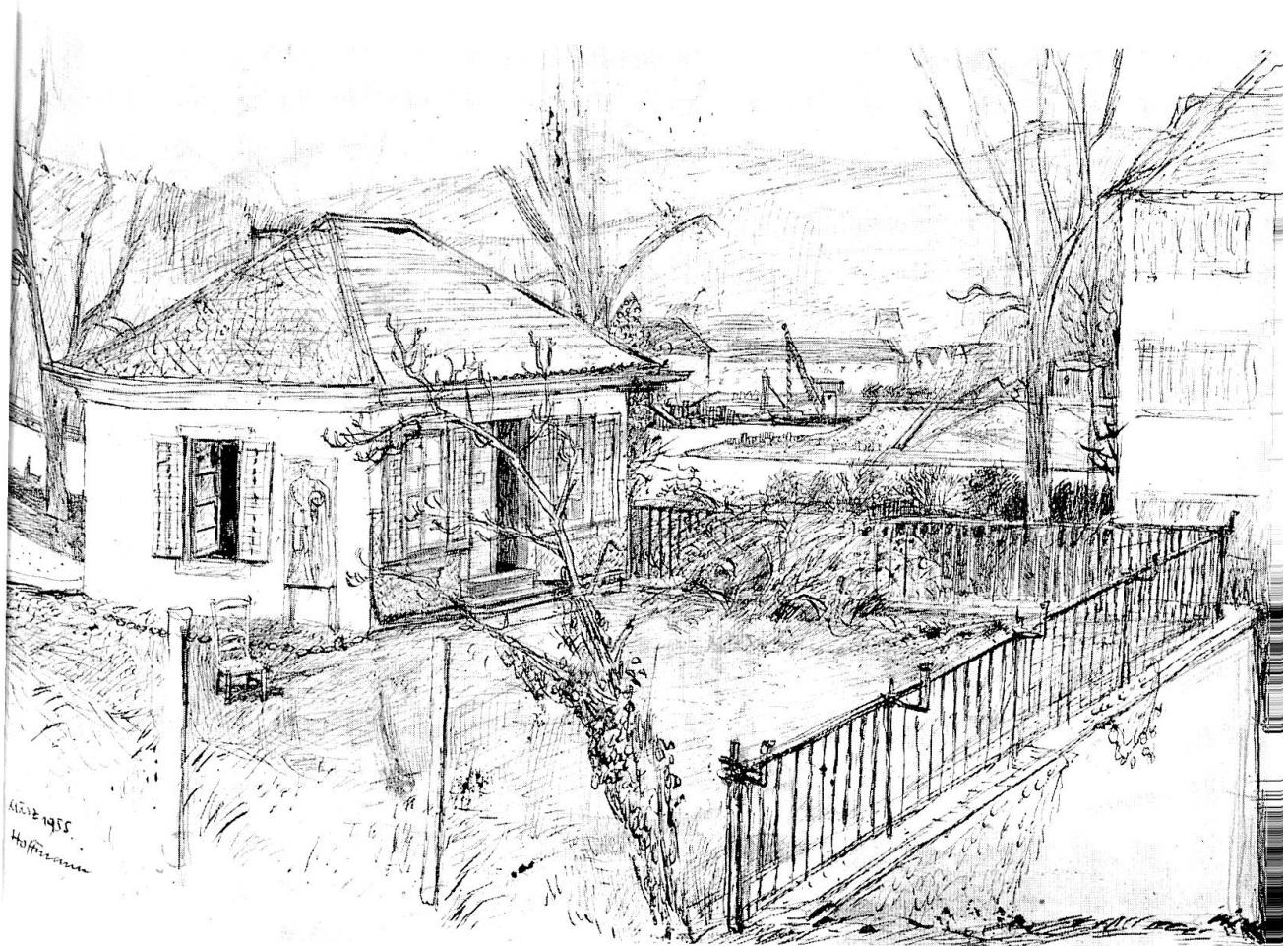
Mein Tusculum ist über hundert Jahre alt. Die Beschläge an Fenstern und Türe reden die liebevolle Sprache des Handwerks. Und wenn du nun sähest, was für eine kunstvoll verzierte Gipsdecke ich habe! Dem Rand entlang läuft eine Perlenkette aus marmelgroßen Kügelchen, darüber ein Fries aus Würfeln; aber das ist nur der Auftakt zu einem Fest der Stukkaturen. Im Abstand von einem halben Meter von der Wand umsäumt ein gipserner Eichenkranz die Decke zwischen reich profilierten Zierleisten, und Lorbeerblätter aus Gips bilden den Kranz der Rosette in der Deckenmitte. Leider waren diese

Herrlichkeiten schwarz verrußt und verstaubt, als ich einzog; denn vor mir hat fast zwanzig Jahre ein Künstler da gehorstet, der manches Brikett verbrannt hat.

Als ich einzog, war es vorerst mit der Muße noch nichts. Mit Bürste und Besen holte ich die Spinnengewebe und Ruß und Staub herunter, und dann mußten auch die Wände dran glauben. Mit ein wenig Farbpulver färbte ich einige Liter Tünche grünlich und wiederum im Schweiße meines Angesichts strich ich die großen Flächen in herrlich weitem Pinselschwung. Da aber, wo die Wände an die Decke stoßen, klebte ich rundum einen lustigen Fries aus Zeitungsköpfen. Du glaubst gar nicht, wie stolz die schwarzen Lettern von ihrer Höhe herunterblicken. Alte Vorhänge fanden sich zuhause auf dem Estrich, die Bilder male ich mir selbst, und Tisch und Stühle, ein Büchergestell, eine Staffelei und einen großen Wasserkrug bettelte ich mir bei Verwandten und Bekannten zusammen. In einem finstern Kellergemach wartet auch schon ein ausgedienter Ofen darauf, bei mir wieder zu glühenden Ehren zu kommen. Aber damit hat es einstweilen noch Zeit.

Was ich denn nun da unten am Fluß im Sinn habe, möchtest du gerne wissen? Hier bin ich Mensch, und hierher gehe ich nie ohne Freude; hier lache ich über die Größen, die keine sind, und verehre die wahren. Ich male, ich schreibe und ich lese. Ich rauche meine Pfeife und blicke aus dem Fenster ins hohe Gras, das mein Gartenhaus rings umsteht.

Während ich schreibe, ist die Frühlingsluft vor meinen Fenstern vom Schneeflockentanz der Weidensamen erfüllt. Ich habe Zeit, da hinauszublicken, und die federleichten Wattebäusche fliegen selbst durch die offene Tür zu mir herein und sinken auf den Fußboden, auf den Tisch, aufs Papier. Und während ich ihrem Fluge folge, strömt mir das Glück der Muße zu. Die Amseln singen, denn rings um mein Gartenhaus finden sie fette Regenwürmer. Die Hagröslein am Geländer vor der Tür quellen in ihren Knospen, und eins schaut schon aus der grünen Kapsel hervor.



*Mein Tusculum – das Gartenhaus zum Hause Nr. 61 an der Laurenzenvorstadt
(nach einer Zeichnung von Felix Hoffmann)*

Erlebnis mit Nägeln

Müßte ich nur keine Nägel einschlagen! Zwar für den Anstrich, den ich mühevoll und doch mit Lust über die Wände gezogen habe, wäre es nicht allzu schade. Die Flächen wiesen schon vorher zu Hunderten Nagellöcher auf, die sich wieder öffneten, nachdem die Tünche eingetrocknet war. Mein Vorgänger muß zu Zeiten wahre Orgien mit Hammer und Nägeln gefeiert haben. Schließlich war er ja auch ein Künstler, der seine Wandbildentwürfe irgendwo anheften mußte. Aber warum denn jene Stellen, wo die Mauer geradezu einem Sieb glich? Ich sollte es bald genug erfahren. Denn auch ich wollte meine Bilder an Nägeln um mich her versammeln.

Die Wände meines mehr als hundertjährigen Gartenhauses scheinen stellenweise aus Papier zu bestehen. Als ich den ersten Stift ansetzte und, in Erwartung einigen Widerstandes, einen kräftigen Hammerhieb auf seinen Kopf schmetterte, so wohlgezielt, wie es mir selten gelingt, traf ich mich auf den Daumen. Und der Nagel war verschwunden – ein Loch mehr in der Wand. Das muß ja wohl bei dem hohen Alter meines kleinen Hauses in Kauf genommen werden, dachte ich; aber seltsam weht mir nun aus vielen Poren Vergangenheit entgegen. Der Raum ist geheimnisvoll geöffnet, selbst wenn Fenster und Türe geschlossen sind: geöffnet in versunkene Zeiten hinaus. Hat vielleicht schon der Mieter vor mir die gleiche Erfahrung gemacht? Und konnte er der Versuchung nicht widerstehen, immer aufs neue die Wand des Heute zu durchschlagen? Ich nehme den Hammer wieder zur Hand. Das Harte, das mir entgegensteht, das ist die Gegenwart, meine harte Wirklichkeit; aber hier, in meinem Tusculum am Fluß, brauche ich nur sachte auf den Nagelkopf zu schlagen, und die Spitze dringt durch die Oberfläche, die mich täuscht, hindurch ins Vergangene.

Hier gab es wohl Gartengesellschaften. Ich sehe Männer mit buschigem Backenbart, mit kunstvoll geschlungener Halsbinde

und mit blumenbestickter Weste. Und ich sehe Damen, die anmutig das Gemach durchschreiten, schöne Äpfel und Pflaumen herumreichen und die Falten der Vorhänge im raffenden Bande zurechtzupfen. Schiller ist vielleicht vor zehn Jahren gestorben, von Goethe geht eben das Gespräch; aber überdies haben vor allem die vornehmen Herren, die hier versammelt sind, den Fortschritt im Sinn. Sie planen zinstragende Ersparniskassen, sie stehen im Begriff, Fabriken zu gründen, die den Einwohnern der Stadt und der umliegenden Dörfer Verdienst und Wohlstand erschließen. Das Volk zu fördern in den Aufgaben des täglichen Lebens wie in den Belangen des Geistes ist ihre Leidenschaft. Ich weiß auch, daß hier höchst wahrscheinlich ein sehr fruchtbarer Schriftsteller mit seinem Verleger und Freund bei mancher guten Flasche den ersten Gedanken zu ehrwürdigen literarischen Unternehmungen gefaßt hat. Aber erst, wenn ich den Nagel einschlage ins Widerstandslose hinter den Wänden der Gegenwart, wird mir das alles lebendig.

Laßt mir den Staub auf den Fensterscheiben, lüftet den modernen Geruch nicht aus dem Gemach! Was oft schon ausgesprochen, weniger oft anerkannt worden ist, hier berührt es mich unmittelbar. Der Fortschritt, den die Menschen aus der Frühzeit meines Gartenhäuschens ersehnt haben, ist gekommen. Die Ersparniskassen blühen und tragen Zins, die Fabriken erzittern fast Tag und Nacht unter dem Gedröhnen ihrer Maschinen. Und das Volk genießt den Segen der Bildung. Lesen und Schreiben und Rechnen sind nicht mehr das Vorrecht weniger Glückspilze. Bald wird man diese Fähigkeiten freilich nicht mehr so dringend brauchen. Wer ein Telephon hat, braucht keinen Brief mehr zu schreiben; wer ein Radio oder einen Fernsehapparat hat, braucht kein Buch mehr zu lesen. Und das Testament spricht man auf Tonband.

Wahrscheinlich aber ist es nicht ganz das, was die meinten, die da ihre geselligen Sommerabende verbracht haben. Andere sind nach ihnen gekommen, sahen neue Möglichkeiten und faßten neue Pläne. Die Welt nimmt ihren Lauf; aber die Zeit

ist ein großes Geheimnis. Ich habe nicht gewußt, daß sie hinter den Tapeten alter Gebäulichkeiten nistet. So sehr mich droben die Pflichten fesseln, so sehr ich selbst da unten dem Tage verfallen bin: immer tasten meine Hände über die vielen Nagellocher. Meine Bilder hängen an den Wänden. Aber ich mußte die Stellen lange suchen, an denen die Mauer gegenwärtig genug ist, sie zu tragen.

Gegenüber der Wohnblock

Einer der Gründe, warum mein Vorgänger hier ausgezogen ist, steht auf der andern Seite der Straße. Der Wohnblock verdeckte ihm zwei Dritteln der Sicht auf die Aare und den Jura dahinter. Vor Wut darüber stellte er einen riesigen Kasten vors Fenster und beraubte sich eigenhändig noch des Rests von Aussicht. Ich werde mich hüten, ein Gleiches zu tun. Ich stelle ganz einfach meinen Stuhl so im Winkel zum Fenster auf, daß zwei Dritteln Flußlandschaft und nur ein Drittel Wohnblock die Öffnung ausfüllen, ja, wenn ich wollte, so könnte ich auf diese einfache Weise den großen Bau ganz zum Verschwinden bringen.

Aber ich muß gestehen: ich will das gar nicht. Mir macht dieses Haus Freude. Und ich kann nicht sagen, daß es mir die Aussicht raubt; mindestens Einsichten vermittelt es in abwechslungsreicher Fülle.

Ich weiß nicht, wer die Meinung aufgebracht hat, Wohnblöcke zerstörten infolge ihrer Ähnlichkeit mit Kasernen das Eigenleben derer, die darin wohnen. Ganz abgesehen davon, daß denn doch noch ein großer Unterschied besteht zwischen einer Kaserne und dem, was zu einem oder zwei Dritteln in mein Fenster ragt, kann ich aus eigener Anschauung bezeugen, daß der Individualismus bei den Mieterndräben außerordentlich entwickelt ist. Ich beobachte in der Regel nur die Frauen; aber man sage nicht, Frauen schauten einander alles ab. Ich

beobachte das Gegenteil. Schon zweimal seit April hat die Mieterin im zweiten Stock links, übrigens liebevoll unterstützt von ihrem pensionierten Eheherrn, die Fenster ihrer Wohnung geputzt. Ich muß sagen, es war eine Augenweide. Es geschah jedesmal mit jener Sorgfalt und Ausdauer, welche die ältere Generation in diesen Dingen auszeichnet. Jüngere Zeitgenossinnen kommen dagegen nun einmal nicht mehr auf. Wie da der Lappen eingetaucht, ausgewunden, am Glase gerieben und erneut benetzt wurde, das glich schon eher einer kultischen Handlung. Wie da die Bockleiter liebevoll gestellt, vom Manne sorgsam gehalten und von der Gattin bestiegen wurde, wie der Gatte wiederum umständlich die Doppelverglasung auseinanderschraubte und nach vollbrachter Reinigung zusammensetzte, dies alles von Fenster zu Fenster wiederholt, hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Und man hätte denken sollen, daß diese Reinigungszeremonie, am hellen Tage zweimal innerhalb eines Vierteljahres vollzogen, von den übrigen Mieterinnen gebührend beachtet und wenigstens einmal nachgeahmt worden wäre.

Keine Rede davon! Ich schweige natürlich von der kleinen jungen Dame, die halbe Tage lang im Liegestuhl verbringt; ich schweige von der Hausfrau im ersten Stock des Mittelteils, die sich die Haare kämmt und die Nägel putzt, so oft mein Blick durchs Fenster fällt. Aber doch zum mindesten die Frau im Parterre rechts, die man fast nie anders denn mit Kopftuch und Besen bewehrt erblickt, hat nicht wenigstens sie aus den Vorführungen im zweiten Stock links eine Lehre gezogen und doch einmal pro Vierteljahr ihre Fenster gereinigt? Ach nein, sie tat es nicht. Jede tut in der Tat etwas anderes.

Du glaubst nicht, wie viele verschiedene Arten es gibt, das Bettzeug am Morgen auszulüften – oder nicht auszulüften: ich überlege mir geradezu die Möglichkeit einer neuartigen Testmethode, die sich darauf stützt. Denn das Bett, so viel ist klar, gehört zu den Gerätschaften, bei deren Handhabung junge und alte Menschen ihr Inneres offenbaren. Nehmen wir nun gleich

die äußersten Sonderfälle vor. Im ersten Stock rechts hängt jeden Morgen an der dünnen Stange des Rolladens eine Last von Bettlaken, Kissen, Wolldecken und Daunendecken in den Raum und bleibt da bis zum Mittag an der Luft, während auf der selben Etage links der Rolladen nur etwa ein Drittel hochgezogen wird und hinter den Tüllvorhängen der weiße Berg des Bettzeugs kaum sichtbar ist. Ausgeglichenere Naturen legen Leintücher und Kissen auf den Sims, und das Nachgewand hängen sie an den Fensterriegel. Nur Ahnungslose werden diese Unterschiede mit der Erklärung abtun, es handle sich dabei um verschiedene Grade von Hausfrauentüchtigkeit. Wer tiefer blickt, erkennt alsbald, daß sich die Leute hierin so oder anders verhalten, weil es sie so oder anders zu handeln treibt. Zu verstecken, zu verdrängen oder aber auszustellen, Ordnung zu halten oder malerische Unordnung, das sind Verhaltensweisen, die es ermöglichen, den hitzigen und den kalten, den introvertierten und den extravertierten Typ der Bettenmacherin zu unterscheiden.

Aber die Sache wird nun noch dadurch kompliziert, daß die einzelnen Versuchspersonen zu ganz verschiedenen Zeiten des Vormittags ihre Betten auslüften – oder nicht auslüften, und um die beobachteten Verschiedenheiten richtig auszuwerten, muß man diese Zeiten unbedingt berücksichtigen. Wenn ich gegen neun Uhr morgens in mein Gartenhaus am Fluß komme, hängen die Bettlaken schon an der Rolladenstange im ersten Stock rechts. Der Laden auf der selben Etage links indessen ist um diese Zeit noch ganz geschlossen, und es kann manchmal noch eine halbe Stunde dauern, ehe er um ein wenig hochgeht und sich in der Tiefe des Zimmers der Deckenberg dämmrig abzeichnet. Dies alles müßte bedacht und in den Test einzbezogen werden, will man zu wirklich zuverlässigen Schlüssen im Hinblick auf die Psyche der im Wohnblock waltenden Hausfrauen gelangen. Ich will es doch lieber nicht tun. Aber jedenfalls läßt das Schachbrett der Fassade vor meinem Fenster darüber keinen Zweifel, daß der Wohnblock private Besonder-

heiten in reicher Fülle gedeihen läßt. Nur eines haben sie drüben gemeinsam. Ob sie die Vögel füttern oder an den Geranien am Balkongeländer herumzupfen, ja selbst ob sie wie die kleine Dame im Liegestuhl liegen und Heftchen lesen den lieben langen Tag – von der Fensterputzerin will ich schon lieber gar nicht reden – : sie wohnen da drüben, das heißt sie haben die Verstrebungen und Verschraubungen des Alltags um sich. Ich aber, in meinem Tusculum, ich bin nur da, und ich erfahre im Blick auf den Wohnblock jenseits der Straße, welch ein Unterschied es ist, zu wohnen oder nur einfach da zu sein.

Mütterchen Musa

Sie ist mir schon früher ab und zu begegnet und hat mich beeindruckt. Jetzt aber geschieht es oft, wenn ich durch die Vorstadt zu meinem Gartenhaus am Fuße der absteigenden Gärten gehe, daß sie meinen Weg kreuzt. Und was an ihr dabei immer zuerst auffällt, ist nach wie vor ihre Gewandung. Ich sträube mich, von ihren Kleidern zu reden; denn mit diesem Wort verbinden wir zu bestimmte Vorstellungen. Sie trägt gewöhnlich hemdartige Röcke, aus ungebleichtem Leinen ohne viel Umschweife geschnitten und genäht. Um die Mitte schließt ein breiter Stoffgurt, grün und mit glitzernden Glasperlen bestickt, die schlitternden Falten des Hemdrockes zusammen. Ihre Erscheinung erinnert an Bilder aus Rußland. Vielleicht ist sie eine Russin.

Hüte gibt es in Mütterchens Garderobe auch, vorwiegend solche aus hellem Stroh mit farbigen Bändern. Aber das Schönste sind doch die Mäntel, in verwaschenem Grün oder Violett meist, auch in Weiß mit Stickereien gehalten. Über die Form dieser Gewandstücke bin ich mir noch immer nicht klar, nur darf ich bekennen, daß ich noch nie Überwürfe gesehen habe – selbst im Theater nicht –, die derart lose ihren Träger umflatterten und buchstäblich nur über seine Gestalt geworfen waren.

Man würde also Mütterchen nicht unzutreffend eine wandelnde Vogelscheuche nennen. Ihre Beine stehen schief zueinander, die Füße in den Schnürschuhen aus weißem oder grauem Leder bilden häßliche Wülste. Die Leute bleiben auf der Straße stehen, wenn die alte Frau vorbeigeht. Der Anblick ist erstaunlich: mühsam, auf schütterem Gehwerk, dem alle Spannkraft und Federung fehlt, umschlottert von einem Gewand, das alle Stöße und Ecken der Bewegung wie Fahnentuch aufnimmt und vergrößert, zieht sie vorüber. Und wer sie, schon zum Lachen geneigt, erblickt, bleibt doch nur in heiterem Ernst stehen.

Wahrhaft künstlerische Wesen sind nicht zu erkennen. Nicht an den langen Nackenhaaren und nicht am Schnurrbart, sofern es Männer sind, aber auch nicht an den karierten Hosen, sofern es Frauen sind, wird es liegen, daß von ihnen allen das Musische ausstrahlt. Ich habe mich schon gefragt, ist es eine ganz bestimmte Haltung des Kopfes, der sich auf dem Stengel des Halses blumenhaft der Schönheit wie einer Sonne bereithält, oder sind es bloß die Augen, in deren Dienst der ganze Mechanismus des Körpers zu arbeiten scheint? Ihnen das beste Licht, den besten Standpunkt, den umfassendsten Blick zu sichern, beben Füße und Schenkel, helfen selbst die Arme und Hände nach. Und alsdann ruht und glüht dieses Augenpaar auf seinem Gegenstand mit mehr Inbrunst, als den Augen eines gewöhnlichen Menschen je innewohnt. Und dennoch zeichnen sich die echten Künstlerwesen, die klar und unabirrt in die Welt blicken, gerade dadurch aus, daß sie umhergehen, wie wenn sie nicht unter uns, sondern in wunderfernen Landen weilten. Es ist schwer zu beschreiben, aber es liegt als Tatsache vor, daß es solche Menschen gibt, und ich glaube nicht, daß man sie so leicht erkennen könnte.

So ein Wesen aber ist das Mütterchen, das ich für mich längst schon «Musa» genannt habe; denn in diesem Namen kommt zugleich auch das Russische der Erscheinung zu seinem Recht. Nichts ist für mich sicherer, als daß diese verschrobene Alte eine Künstlerin ist, obgleich ich bis zur Stunde nicht weiß,

was sie allenfalls schafft. Aber seit ich täglich in mein Gartenhaus gehe, weiß ich wenigstens, wo sie wohnt. So alt wie dieses mein Gemach, in dem ich schreibe, ist das Dach ganz gewiß, unter dem Mütterchen Musa haust. Man findet kaum das richtige Wort, um die ganz besondere Weise ihres behausten Weilens zu bezeichnen. Die Häuserreihe der Vorstadt weist im Dachstock viele Ausbauten auf, die schmal wie Schilderhäuschen einen kleinen Giebel tragen. Ein Fensterchen oder eine Tür nimmt die ganze Breite ihrer Stirnseite ein. Daß man da unterm Dach wohnen könnte, habe ich nicht geglaubt. Aber das ist nun Musas Heim. Ich sehe es vom Fenster meines Gartenhauses: hinter den ansteigenden Gemüsegärten ist eben noch der oberste Rand der Hausmauer sichtbar, und darüber das Gewirr von Schornsteinen und schmalen Mansarden. Und da, an einem der wenigen wirklichen Sommertage, die uns heuer beschieden sind, sehe ich denn also das weißgewandete Figürchen Musas aus dem Schilderhäuschen treten auf eine Dachterrasse, die ein dünnes Drahtgitter umgibt. Ein Stuhl ist da aufgestellt, und an diesem Stuhl befestigt sie mit Schnur einen schwarzen Regenschirm gewaltigen Ausmaßes zum Schutz gegen die Sonne. Zwischenhinein prüft sie ein paar Wäschestücke, die rechts davon aufgehängt sind.

Der Himmel steht blau über dem Dach. Und was tut Musa jetzt da droben? Vielleicht liest sie ein Buch, vielleicht schreibt sie, und nicht ausgeschlossen ist es, daß sie singt oder Verse spricht. Jedenfalls ruht sie königlich unter ihrem Sonnendach. Unter den Füßen hat sie bestimmt rostiges Blech, gegen den First steigt die bemooste und wahrscheinlich schadhafte Ziegelfläche an, und von Rost starrt das Drahtgitter des Geländers. Aber Musa hält ihren Hochsitz in Ehren. Wenn du sie an einem schönen Tag da droben thronen siehst, bist du von ihrem Künstlertum überzeugt.

Wie sie weiß und abenteuerlich von Gewandung umflattert zwischen Himmel und Erde horstet, ein seltener Vogel fürwahr, so sind sie alle, die inmitten irdischen Zerfalls das Beständige

suchen, in allem Wechsel und Ablauf die Form und die Gestalt. Und was an Musa etwa lächert: selbst diese Züge teilt sie mit den Künstlern, die im Grunde sehr viel gemeinsam haben mit dem Ritter von der traurigen Gestalt. Nein, ich bleibe dabei. So ungefähr stelle ich mir die Muse vor. Und mir klingt es verdächtig, wenn einer singt oder sagt, sie habe ihn geküßt. In diesem Falle wird es kaum die Muse gewesen sein.

Besuch

Kaum bin ich hier unten so recht eingerichtet, da verspüre ich auch schon den Wunsch, meine Klause zu öffnen und Besuch zu empfangen. Tauge ich wirklich zum Eremiten so wenig? Während all der Vorbereitungen, während des Putzens und Tünchens habe ich mir erträumt, wie herrlich es sein werde, so ganz für mich abgeschlossen zu sein und mir selbst zu gehören. Gerade darum bin ich ja in dieses Gartenhaus am Fluß gezogen, und es ist auch wahr: ich habe die einsamen Stunden liebgewonnen. Ich habe mich nicht getäuscht, wenn ich mir von ihnen Freude und Förderung versprach. Und doch! Die Einsamkeit empfängt offenbar einen starken Reiz von ihrem Gegenteil, und sie ist, was sie ist, im Grunde nur dann, wenn sie der Geselligkeit gegenübersteht. Keineswegs möchte ich damit den Klausnern von wahrer Berufung zu nahe treten, jenen, die mit der Welt gebrochen haben und ihr abgestorben sind. Das bin ich nicht, und wenn ich trotzdem eine Einsiedelei erträumte, so war es wohl, weil ich zu oft vom Lärm, von den vielerlei Forderungen des Alltags gestört war. Hier unten nun herrscht die tiefe Ruhe der Vergangenheit, denn über alles ist hier unten buchstäblich Gras gewachsen, die Treppenstufen inbegriffen. Ich kann mir aber die Freude nicht versagen, andere bei mir hereingucken zu lassen, mir durch ihre Bewunderung oder auch durch ihre spöttischen Bemerkungen mein Klausnertum bestätigen zu lassen und in harmloser Schaden-

freude den Neid zu kosten, der jeden ergreift, der bei mir eintritt.

Der erste, den ich zu einer kleinen Besichtigung meines Reiches empfing, war freilich mein Vorgänger, der Kunstmaler. Zu seiner Zeit noch glich das Gemach einer staubigen Werkstatt. Er hatte mit den Jahren allerlei Entwürfe, Flaschen, Kübel, Kisten und Rahmen da aufgestapelt, er hatte eine Handdruckpresse aufgestellt und hantierte oft mit Hammer und Nägeln; ich habe das ja bereits erzählt. Über die unteren Fensterscheiben hatte er kurzerhand Papier geklebt, Vorhänge gab es bei ihm natürlich nicht. Nun, er kam und blickte sich um. Es war, verglichen mit seiner Zeit, sauber und hell, es war wohnlich und durfte sich sehen lassen. Eine Sitzgruppe aus Korbstühlen, ein niedriger Tisch und ein Schreibtisch stehen da, altertümlich bestickte Vorhänge brechen das einfallende Licht, und die Decke, man weiß es, lastet nun nicht mehr ganz so schwarz über den Köpfen, wenn sie auch gewiß nicht weiß zu nennen wäre. Ach, aber mein Gast hatte dafür eigentlich gar keine Augen. Er stand eine Weile unter der Tür, kam auf meine Bitte auch weiter herein und blickte sich um. Und dann sagte er: «Aha, Sie malen auch.»

Man muß wissen, daß ich ihm gesagt hatte, als es darum ging, mit ihm über seinen Auszug und meinen Einzug zu verhandeln, ich benötigte diese Klause dazu, um hier ungestört schreiben zu können. Das stimmt durchaus, ich habe gewiß nicht gelogen. Und nur Scham war es, ein Gefühl, auf das ich außerdem noch stolz bin, wenn ich ihm nicht auch gestanden hatte, daß ich da unten meine Staffelei aufschlagen wollte, um Bilder zu malen. Aber da bin ich nun in ein schiefes Licht geraten. Muß er nicht glauben, ich habe mich in diese durch seine Kunst geadelten Mauern eingeschlichen, um meinen dilettantischen Seitensprüngen in sein Fach den Anschein des Tüchtigen und Zünftigen zu geben? Er blieb nicht so lange, daß ich seinen Irrtum hätte klären können.

Der zweite Guest war ein lieber Freund, freilich zugleich

auch Redaktor einer der Zeitungen, die meine kleinen Arbeiten drucken. Der stellte mit Genugtuung fest, daß sein Blatt auf dem Fries aus Zeitungsköpfen an der Decke mehrmals vertreten ist, musterte flüchtig die Firmen der Konkurrenz, die sich damit zu einem dekorativen Band vereinigt haben, und setzte sich auf meine Aufforderung in einen der Korbstühle. «Allerdings», sprach er, nach einem zweiten prüfenden Blick in die Runde, «in diesen vier Wänden sollte man freilich allerhand Gutes schreiben können.» Bitte, man sollte? War das vielleicht ein Tadel oder ein Lob? Vielleicht malte er sich dabei aus, welch herrliche Artikel er selbst verfassen würde, hätte er nur ein Gemach wie dieses, in welchem ich meine mittelmäßigen Aufsätze zu Papier bringe. Glücklicherweise vermochte ich das Gespräch auf meine malerischen Versuche zu lenken, die der Freund im ganzen vorzüglich fand.

Um endlich ungetrübtes Gastgeberglück zu fühlen, bestellte ich eine Kiste Bier. Der Fuhrmann, der sie auf dem Buckel durch die Gärten heruntergetragen hatte, blickte sich fragend in der absonderlichen Behausung um, als ich ihn eintreten ließ. Aber das hatte diesmal nur zu bedeuten, ich möge befehlen, wo die Last abzustellen sei. Auf meinen Wink setzte er sie mit wohlgeübtem Ruck neben das Kamin, überreichte mir den Lieferschein und wandte sich zum Ausgang. Und sagte noch: «Viel Vergnügen!»

Als meine Freunde mit mir den Flaschen zu Leibe rückten, erwies sich die Klause durchaus froher Geselligkeit günstig. Es war nicht zu erkennen, daß sie zu ihrem Zwecke und nicht zu meinem Einsiedlertum vor zwei, drei Menschenaltern erbaut worden ist. Die Kerzenlichter warfen riesige Schatten an die Wände und an die Decke, und die alten Fensterscheiben lächelten blinzelnden Widerschein. Mein Tusculum, das ist nicht die Stätte meiner einsamen Muße allein. Hier wollen wir ab und zu ein Festchen feiern, ein bescheidenes nur, aber eines, das in die Uferlosigkeiten meiner Schreibernöte leuchtet wie der Leuchtturm aufs weite Meer hinaus.

Heißer Nachmittag

Endlich, der Kleinmut war schon recht groß, endlich sind die heißen Sommertage da, die uns im Juni und Juli und noch in der ersten Hälfte des August so sehr im Stiche ließen. Zwar das Gras ist am Morgen noch lange naß, der Nebel löst sich nur zögernd über unsren Köpfen auf, und die Schnecken gediehen noch immer. Aber dem Nachmittag dürfen wir trauen. Er schluckt die Feuchte, verbreitet Wärme und Licht. Ich kann endlich wieder die Türe öffnen gegen die Wiese hin.

Jetzt allerdings sollte man in diesen vier Wänden etwas Rechtes schreiben können, würde mein Freund, der Redaktor, bestimmt wieder sagen, wenn er bei mir einträte. Wie der sich das vorstellt! Vernünftige Leute richten es ein, daß sie jetzt ins Strandbad gehen, und wenn sie aus Gründen der Pflicht nicht können, so bewahrt sie der Bürozwang wenigstens vor schweren inneren Kämpfen, die mir nicht erspart bleiben. Denn wenn ich am Mittwoch mein Pflichtpensum droben in der Stadt abgeschlossen habe, dann beginnt für mich die Zeit der Versuchungen. Soll ich mich an den breiten Tisch setzen und arbeiten? Soll ich lesen oder aus dem Fenster schauen? Niemand sieht mich, niemand paßt mir auf. Ich habe es eben schön, werdet ihr sagen, und ich hüte mich, es abzustreiten. Viel Zeit zu haben ist die Sehnsucht der meisten Menschen; aber es kommt sehr darauf an, was man damit anfängt, so man sie hat. Ich zum Beispiel versuche zu schreiben; aber ich könnte mir Ratsameres denken.

Denn wenn es eine Lust ist, sich auszudrücken, so ist es auch eine Qual, und ich vermute, daß noch jeder, der das Schreiben zu seinem Beruf machte, stets nur versuchsweise und auf Zusehen hin dabei geblieben ist. Diese Beschäftigung fordert ununterbrochen schwerwiegende Entscheidungen, es liegt mir buchstäblich auf dem Magen, wie ich die Worte setzen soll. Vor der Aufgabe, die Fassade eines stattlichen Hauses anzustreichen, können wir erfahren, was es heißt, den richtigen

Farbton zu finden. Man läßt da gewöhnlich durch den Maler Muster ansetzen, und wenn es sich um ein Gebäude in der Altstadt handelt, erscheint eines Tages gemessenen Schrittes eine Kommission, betrachtet durch die zur Röhre geschlossene Hand die Farbflecke und berät hin und her, scheidet dieses aus und zieht jenes erneut in Betracht und gebiert in großen Nöten einen Beschuß. Vielleicht hat sie's getroffen und die Fassade wirkt gut. Vielleicht ist's ein Trugschuß, und dann beginnt man von vorn, sofern jemand die Kosten zu tragen bereit ist... Aber jedes weiße, unbeschriebene Blatt ist für unsereinen eine solche Fassade, jedes Wort ein Teil der Mischung, aus der die richtige Farbe hervorgehen soll, und die Kommission bin ich ganz allein. Was Wunder, daß ich wie diese lieber noch einmal darüber schlafe, lieber zunächst einmal einen Kaffee oder – bei dieser wohligen Hitze – ein Bier trinken gehe und auf die gute Eingebung von morgen hoffe. Die Kommissionen dürfen das tun, ohne in einen schlechten Ruf zu kommen. Die an sich schon etwas fragwürdige Existenz dessen, der Selbstgeschriebenes drucken läßt, läuft indessen Gefahr, erst recht als Taugenichts in der Welt zu stehen, ein Tagedieb, der die Arbeit scheut. Habe ich mich verständlich gemacht? Die heißen Nachmittage, die ihr in den Büros und hinter den Schaltern verbissen und tapfer besteht, sind für unsereinen erst recht und überdies schwere Prüfungen. Und ausgerechnet wir sollen es schön haben, ein ungebunden-ungezwungenes Leben führen! Ich will ja nicht davon anfangen, daß für Stunden qualvollen Kampfes nur kärglicher Lohn winkt: das stehe auf einem andern Blatt. Genug, es zwingen mich Entscheidungen an den Tisch, die mir vielleicht heute fehlgehen müssen, während draußen endlich die Grillen geigen und die Heuschrecken hüpfen. Es ist ohne allen Zweifel die Stimme der Vernunft, zu allem Unglück, die mich von der vergeblichen Qual hinwegruft. Was haben wir ihr denn schon entgegenzusetzen? Eine törichte Hoffnung, eine vielleicht oder wahrscheinlich schon widernatürliche Lust zu dieser Qual? Verstehe einer sich selbst.

Durch die offene Tür besuchen mich sommerliche Gerüche. Auch habe ich Durst wie andere Leute. Wenn ich mich jetzt still davonmache, nimmt kein Mensch Anstoß, ja einige, zum Beispiel die Redaktoren der Zeitungen und Zeitschriften, danken es mir vielleicht. Dies ist der Augenblick, den Stift niederzulegen. Ich stehe auf, trete auf die Schwelle und halte nach etwas Ausschau, ich weiß selber nicht wonach. Ein paar Knaben flitzen unten auf der Straße mit dem Rad vorbei, und sie haben natürlich das Badezeug auf dem Gepäckträger. An der Aare drunten stehen die Fischer und ihre Zuschauer im Schatten der hohen Bäume, unter deren Ästen das Wasser träge dahinzieht, während drüben im Wohnblock die kleine junge Dame in ihrem Liegestuhl auf dem Balkon liegt und ihr Heftchen liest. Ist es etwas von dem, was ich suche, ist es das Summen in den Telephondrähten oder die Luftspur des Kohlweißlings über den Halmen?

Nichts davon oder alles das. Nämlich in einem Wort, einer Wendung, einem Satz, die mir fehlen. Ich harre noch eine Weile aus, und ich setze mich wieder an den Tisch. Und schreibe eine Seite: diese zum Beispiel.

Mögliche Begegnung

In letzter Zeit war ich oft verhindert, mein Tusculum aufzusuchen. Auch mir mangelte die Muße; denn wir haben da in der Altstadt ein Haus, dessen Fassade überholt und stilgerecht herausgeputzt werden mußte. Die Kommission, die von den Stadtvätern dazu eingesetzt ist, waltete ihres schweren Amtes, und wenn ich selbst auch nicht die Ehre habe, ihr anzugehören, so fiel mir immerhin zu, als halbwegs geschmacksbegabter Vertreter der Hausbesitzer an den zeitraubenden Beratungen teilzunehmen. Alle Erfahrung in derlei Belangen wird man mir in Zukunft nicht absprechen dürfen. Und außerdem warteten meiner im Verlauf des Umbaus noch allerlei andere Aufgaben.

Jedenfalls vergingen Tage und oft eine ganze Woche, ohne daß ich mein Gartenhaus betrat.

Aber nun hat sich's bereits herumgesprochen, in welch idyllischer Behausung man mich überraschen kann. Es könnten, gerade wenn ich nicht anwesend bin, Besuche zu mir kommen wollen.

Mein Vorgänger, ein überaus praktischer Kopf, hat für der gleichen Fälle eine einfache Vorrichtung ersonnen. Ich habe sie von ihm übernommen. An einen der Türflügel nagelte er einen kleinen Notizblock und daneben, an einer armlangen Schnur, einen Bleistift. Da kann nun, wer etwa vor verschlossener Türe steht, seinen Namen einschreiben und jede gewünschte Mitteilung hinterlassen. Es geht nichts über findige Leute!

Und überdies ist gar nicht zu beschreiben, wie mich die Möglichkeiten dieses von Regen und Sonnenschein gebleichten Kalenderchens innerlich bereichern. Schon oben am Gartentor gesellt sich zu der Freude, ins Reich der stillen Einkehr abzusteigen, immer auch die leicht beunruhigende Frage, was wohl der Zettel an der Tür zu melden habe. Der Griff nach dem Schlüssel in der Tasche und der Blick auf die vergilbende erste Seite des Blöckleins haben sich mir zu einer einzigen, liebvertrauten Gewohnheit vereinigt. Was an Hoffnungen und Befürchtungen, an zaghaften Erwartungen und Wünschen in mir schlummert, in diesem Aufblick wird es zur Gebärde, und niemand soll glauben, ich sei enttäuscht, wenn ich nun nichts finde als ein leeres, an den Ecken einwärtsgebogenes Blättchen. Überraschungen müssen selten sein, und ein unbeschriebenes Blatt, man weiß es, birgt alle erdenklichen Möglichkeiten des Lebens. Der Vorgang ist jedesmal neu und bewahrt seine Kraft, eine Fülle möglicher Begegnungen anzudeuten, den ganzen unbegreiflichen Reichtum, aus dem die Zukunft ihre Wahl treffen wird.

Vor einiger Zeit übrigens trug der Block tatsächlich eine Mitteilung und einen Namenszug. Zwar nur den des Mannes, der alle Vierteljahre den Zähler abzulesen hat und mich nun auf

diesem Wege bat, die Zahl für ihn festzustellen und auf einem zweiten Blatte anzugeben. Ich weiß wohl, daß mir damit etwas Ähnliches widerfuhr wie dem Schmied seines Glücks, John Kabys, der seinen prosaischen Namen mit dem einer geheimnisvollen Dame Oliva verbinden und ein Firmenschild «Kabys-Oliva» malen lassen wollte: er mußte erfahren, daß seine Angebetete leider ganz einfach Häuptle hieß. Aber niedergeschmettert wie er bin ich deswegen nicht. Warum sollte nicht morgen schon oder dann halt übermorgen, was tut's, ein drittes Blatt beschrieben sein, mit feinen, kaum erkenntlichen Zügen, die einen Besuch ankündigen?

Zum Beispiel – soll ich erzählen? Da stünde eines Tages auf dem Kalenderchen: «Wann? Eine Freundin.» Ich würde mir nicht den Kopf zerbrechen, wer es sei, ich würde antworten: «Nach fünf Uhr am Donnerstag. Laurentius.» Und am Donnerstag stünde am Morgen zu lesen: «Ich komme.» Dann säße ich nachmittags da am Tisch, der so gestellt ist, daß ich durchs Fenster den Quittenbaum und ein Stück des Weges sehen kann, und darüber ist nichts als Wolken und Himmelsblau. Da käme sie, nach fünf Uhr, eher vorsichtig und ängstlich auftretend, denn die Böschung ist steil, auf dem Weglein herabgeschritten. Ich träte vors Haus, sie zu begrüßen, und gemeinsam träten wir bei mir ein. Würden wir uns kennen oder wären wir uns fremd? Beides hätte seinen Reiz. Und welches Anliegen führte sie zu mir? Ich stünde vor ihr wie einst Odysseus vor Nausikaa, nicht ganz in dem erbarmungswürdigen und mehr noch furchtregenden Zustand zwar, in dem der Dulder vor der Königinstochter stand. Aber etwas von Schiffbruch und leichter Verwilderation ist auch an mir und ist an dieser Klause da unten. Auch ich schaue auf Irrfahrten zurück, obgleich ich nicht geradewegs von einer Kalypso herkomme. Bestünden wir diese Begegnung wohl, wie jene sie in der Frühzeit bestanden? Wie arm sind wir doch, daß wir im vorgestellten Falle nicht gleich Odysseus reden könnten: «Bist du eine Göttin oder sterblich? Denn wenn du ein Mensch bist, so habe ich keinen schöneren

je gesehen.» Diese Wendung geht uns ab und manche andere dazu. Stehen uns doch Zweck und Absicht immer zunächst, während jene sich zuerst nur mit den Augen würdigten und selbst mit den ersten Worten noch, die sie wechselten, sich anschauten. Das haben wir längst verlernt. Ach, wir stünden wohl recht erbärmlich voreinander. Je mehr ich mir's auszudenken suche, desto schwieriger, ja unmöglich will mir die mögliche Begegnung scheinen.

Der Ofen

Wenigstens hätte ich jetzt einen Ofen. Vier Männer haben ihn durch die Gärten heruntergetragen, und einer setzte kunstgerecht das Rohr, so daß für den Abzug des Rauches ebenfalls gesorgt ist. Natürlich brannte ich darauf, einen ersten Versuch zu machen; aber der Ofen brannte zunächst nicht. Man muß ihm zugute halten, daß er zehn Jahre lang im Keller gestanden und das Brennen verlernt hatte. Vielleicht lag es auch an mir. Ich kannte seine Tücken noch nicht und gab ihm zu viel oder zu wenig aufs Mal.

Übrigens sieht es auch so schon viel wohnlicher aus bei mir als vorher. Ein Ofenrohr und ein schwarzer Eisenkasten mit blinkenden Beschlägen vermitteln ein Gefühl behaglicher Wärme ganz ohne Brennstoff, einfach so. Welche Tiefe der Erinnerung, welche Abgründe generationenlanger Vergangenheiten haben diese Vorstellungsbahn geegraben, deren Spur nun auch das Empfinden des Spätlings folgt, der nur noch Zentral- und Deckenheizung, Ölfeuerung und elektrische Wärmeapparate erlebt hat!

Wir alle sind Spätlinge, so aufgeschlossen und modern wir uns gebärden mögen. Irdendein Ofenkomplex führt über unsere Kindheit zurück ins Jenseits altväterischer Zeiten, ja nicht eine nur, nein, viele Bahnen des Fühlens und Denkens schließen uns rückwärts ans Vergangene an. Ich finde das schön und liebens-

wert. Und ich bedaure im Grunde immer ein wenig die Unerbittlichen, die dem Fortschritt das Alte bedenkenlos opfern, ohne es doch ganz abschütteln zu können. Denn es ist zäh und treu und hängt uns mit mehr Liebe an, als wir es je ihm gegenüber vermöchten.

Unser Name ist alt. Unsere Heimat ist es, und unser Verhältnis zur Landschaft wahrscheinlich auch. Ich wohne seit meiner frühesten Kindheit im Mittelland, das ich darum liebe und gern als äußeren Lebensrahmen annehme. Aber ich kann nicht verhindern, daß mich die Alpen locken, auf eine merkwürdig vertraute Weise neigen sie sich mir zu. Unser Geschlecht ist dort oben daheim, nicht in großer Höhe, aber eingebettet zwischen den Bergen. In hundert kleinen Wahrnehmungen steht das Vergangene täglich auf, ob wir es nun erkennen oder übersehen: es ist mit uns Heutigen einfach da.

Wir haben ja wohl das Recht und selbst die Pflicht, unser Leben den veränderten Umständen gemäß einzurichten. Einem rührseligen Kult mit dem Alten will ich nicht das Wort reden. Wenn ich in dieser meiner ehrwürdigen Schreibstube in den Verdacht kommen könnte, ich sei ein Museumsmensch und ein Gestriger, so erkläre ich, daß ich ohne jedes Zögern zuoberst in ein Hochhaus mit Flachdach umziehen wollte. Für Heimatstil und Nachahmung des Altertümlichen habe ich nicht viel übrig.

Jedoch ohne die Erinnerungsfäden und Gefühlsbahnen in dunkle Vorzeiten zurück wäre unser Leben kalt. Mich fröstelt, wenn ich mir vorstelle, wir müßten den Ofen missen, den schwarzen Kasten mit dem lustigen Rohr. Alles Vergangene strahlt Wärme aus, selbst die durchlöcherten, schütteren Wände meines Gartenhauses, das Häuschen selbst in seiner Baufälligkeit. Vielleicht empfinden wir sie überall, wo uns hell bewußt wird, wie vergänglich wir sind und wie die Zeit über uns hinweht mit kaltem Hauch, so daß wir zusammenrücken und auch die Wärme aller vergangenen Geschlechter suchen.

Ich habe es jetzt heraus. Man muß die Ofentüre so lange offen lassen, bis ein rechtes Feuer entstanden ist, doch darf

man anderseits namentlich am Anfang nicht zu viel Holz nachlegen, sonst entwickelt sich beißender Rauch. Jetzt brennt es, und ab und zu knallt es im Innern. Freudenschüsse der Behaglichkeit werden von nun an diesen Raum nicht selten durchhallen.

Von Katzen und Amseln

Merkwürdig ist es mit den Katzen. Sie suchen die Nähe menschlicher Behausungen aus mancherlei Gründen, und schließlich betrachten wir sie ja längst mit Recht auch als Haustiere. Einen sorglich bereiteten Schlafplatz nehmen sie in der Regel an, und Milch und Brocken kannst du ihnen täglich im nämlichen Napf am selben Ort servieren. Sie benehmen sich wie Hausgenossen und scheinen sich gar in den säuberlich geregelten Tageslauf des Menschen zu fügen, der tagsüber Verrichtungen und Mahlzeiten vorsieht und nachts den Schlaf. Dennoch aber haben Katzen in ihrem Wesen etwas, um das ich sie beneiden könnte: sie sind nicht ganz so domestiziert, wie es scheinen könnte. Sie lieben das Versteck, den verschwiegenen Kriegspfad, wahrscheinlich ist ihre Welt voller Abenteuer, von denen wir nichts wissen sollen. Eine Wiese, für uns ein durchaus geheimnisloses Grasfeld, ist für die Katze ein Jagdgrund, der alle Überraschungen, jede mögliche Aufregung und köstliche Beute bereithält. Wir können unsere vierbeinigen Hausgenossen weit draußen zwischen den Halmen sitzen sehen, und sie sind dann tatsächlich weit weg von uns, in einem Reich, das uns verschlossen ist. Wenn die Stengel sich aneinander reiben oder wenn Käferchen daran emporklettern, wenn Fliegen, Wespen, Falter oder gar Vögel über die Grasähren hinstreichen, so hält das die Katzen in Atem. Ich bin sicher, die Stunden vergehen ihnen im Fluge, während sie fast unbeweglich mitten in einer ganz gewöhnlichen Wiese sitzen.

Ich bin auf diese Gedanken gekommen, weil schon ein paar mal eine weiße Katze erschreckt aufsprang und entwischte, als

ich in mein Tusculum hinunterging. Auch ihr Lieblingsplatz scheint da unten zu sein; denn hier findet sie vereinigt, was ihr Katzenherz begehrte: eine menschliche Behausung, aber doch keine störenden Menschen, eine besonnte Mauer, Windschatten, Scheiterbeige und Treppenstufe, aber vor allem Ruhe und viel ungestörte Zeit. Das Gras steht jetzt rings um das Gartenhaus so verwahrlost im herbstlichen Sonnenschein, daß man nicht meinen möchte, ab und zu steige da einer hinunter, um in dem alten Gemäuer über Büchern und Papier zu brüten. Fast wollte mir scheinen, es stehe etwas wie Entrüstung dem Tier in den Augen, und kein Versuch, es zum Bleiben zu bewegen, ist mir bis heute geglückt.

Ich habe nicht beobachtet, daß meine Katze Mäuse fängt. Im Gartenhaus wird seit Jahren nichts Eßbares aufbewahrt, und noch nie habe ich in den Mauern und unter dem Holzboden Geräusche vernommen, die auf die Anwesenheit von Mäusen hätten schließen lassen. Ich muß annehmen, das weiße Katzentier jagt gar nicht oder dann höchstens in der Phantasie. Es hat sich diesen verträumten Winkel lediglich ausgesucht, um hier zu philosophieren und auf beschauliche Weise seine Muße zuzubringen. Verwandtschaft der Seelen, ich würde mich nicht wundern! Aber während ich die Freundschaft dieses unverhofften Kameraden suche, flieht er mich immer. Für die Katze ist der Zauber des Alleinseins vorbei, sobald ich oben am Grasweg erscheine. Ich soll mir nichts darauf einbilden, daß ich jede Woche ein paarmal dem säuberlich geregelten Tageslauf entschlüpfe und, einer Katze gleich, verschwiegenen Kriegspfad begehe da hinunter, wo ich abseits der Landstraße auf der Lauer liege und auf sprachliche Beute aus bin. Zu tief ist es gefühlt: du gleichst dem Geist, den du begreifst, und nicht den Katzen.

Vielelleicht eher den Amseln? Ich habe an einem der letzten Sommertage einen dieser Vögel, die sich für mein Gefühl immer irgendwie ihres eigenen Daseins zu schämen scheinen, bei ganz merkwürdigen Verrichtungen beobachtet. Er hüpfte

vor meinem Fenster herum, mit der charakteristischen Mischung aus Entschlossenheit und Zögern in seinen Bewegungen, die mich immer veranlassen könnte, ein tadelnd-ermunterndes Wort zu rufen, und ich beobachtete von meinem Platz am Schreibtisch aus, wie er sich lange mit etwas abmühte, das sich nach einer Weile als ein besonders fetter Regenwurm erkennen ließ. Mit diesem wahrhaft königlichen Exemplar im Schnabel, was tat die Amsel? Sie flog damit die kurze Strecke bis zum Gartenmäuerchen, setzte da ab und legte die Last nieder. Nun gut, dachte ich, sie wird ihn besser packen wollen, ihn im Schnabel zurechtrücken und dann den Flug nach Hause antreten. So schien es nur. Gewiß machte sie Anstalten dazu und war wunder wie beschäftigt mit dem Wurm, immer natürlich ohne ihn zu verspeisen, denn er war doch offenbar nicht ihr allein zugedacht. Aber dann, plötzlich, flog sie davon und ließ die Beute zurück. Und der Wurm, auf der sonnenwarmen Gartenmauer, wand sich und zuckte, und es war vorauszusehen, daß er hier nicht lange leben und frisch bleiben konnte. Doch keine Amsel kehrte zurück. Am nächsten Tage noch war der einstmals so stattliche Regenwurm am gleichen Ort zu sehen, nun freilich zu einem unkenntlichen Schnürchen eingeschrumpft, mit zäher Haut und trocken und dürr, gewiß kein Leckerbissen mehr.

Hat etwa dies Verhalten einen Sinn? Man muß gesehen haben, welch ein Spektakel das war, bis die Beute aus der Erde gezogen und gesichert war, wie sich die Amsel mühte und welche Ängste sie ausstand, nicht nur, der gute Bissen könnte ihr entwischen, sondern ein Feind tauche auf und bedrohe sie selber an Leib und Leben, eine Katze, ein Mensch. Und dann läßt sie verderben, was sie unter Gefahren und Anstrengung erworben hat. Aber tun wir es denn nicht auch? Wie mancher Dichter erbeutet einen fetten Regenwurm und bringt ihn dann doch nur bis zum Gartenmäuerchen!

Anton Krättli